



Analyse

Othering in der Praxis Sozialer Arbeit

Die teilstationäre Jugendhilfe in Ludwigshafen wird in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit durch einen hohen Anteil an Migrant*innen frequentiert. Die als ausländisch markierten Menschen werden dabei auch von den Fachkräften der Sozialen Arbeit als solche adressiert und mit vermeintlich typischen, zum Beispiel „türkischen“ Charaktereigenschaften, versehen. Welche theoretischen Überlegungen stehen dahinter? Welcher Denktradition entstammen sie? Wie laufen die Prozesse im Detail ab und in welchen Zusammenhängen mit anderen wissenschaftlichen Konzepten stehen sie? Um die Praxis des Othering besonders im eigenen Arbeitsfeld zu erkennen und ihr entgegenzuwirken zu können, müssen diese Fragen zunächst theoretisch er- kundet werden. von Rebekka Marschall (08.01.2021)

Zunächst soll der Entstehungskontext und das Konzept des Begriffs Othering skizziert werden, um Othering anschließend in den heutigen Kontext zu übertragen. Im zweiten Kapitel werden die Wechselwirkungen zwischen der Praxis Sozialer Arbeit und Othering untersucht, um herauszufinden, wie Othering in der sozialarbeiterischen Praxis dekonstruiert werden kann. Welchen Raum nimmt Othering im Handlungsfeld der Autorin ein?

Die in der Analyse verwendeten Begriffe „Orient“, „Kultur“ und „Rasse“ werden dabei als konstruiert sowie problematisiert verstanden und verwendet. Sie sollen das repräsentieren, was in den zu kritisierenden, machtvollen Denkstrukturen eingeschrieben ist, nicht aber das Verständnis der Autorin widerspiegeln.

I. Entstehung des Begriffs Othering und inhaltliche Darlegung

Es ist schwer einen Startpunkt für die Erklärung komplexer Denkstrukturen zu finden. Um jedoch überhaupt einen Anfang zu wagen, soll Edward W. Said als Begründer der Postcolonial Studies, in deren Tradition das Konzept des Othering steht, herangezogen werden.

Said gilt mit seinem Werk „Orientalism“ von 1978 als Entdecker des zu beschreibenden Prozesses. Der palästinensische Philologe widmete seine Studien (an amerikanischen Universitäten) der Literatur über die Kolonialzeit und den vermeintlichen „Orient“. Er offenbarte, dass die Literatur ihn nach westlichen Vorstellungen konstruierte, also selbst herstellte – entgegen des Anspruchs der objektiven Beobachtung und Beschreibung. So versteht er den Orientalismus sowohl als Theorie wie auch als Praxis, die eben nicht einen Zugang zu unabhängigem Wissen über einen geographisch-kulturell definierten Raum gewähren, sondern welche er als vererbtes Set von abwertenden Denkstrukturen zur Sicherung einer christlich-westlichen und machtvollen Überlegenheit gegenüber dem „Orient“ entlarvt (SAID 2003: 122).

Diese Praxis überträgt er von der Ebene der „Kulturen“ auf die der Individuen und beschreibt, wie diese der Kategorie „Orient“ zugeteilt und mit bestimmten, negativen und minderwertigen Eigenschaften versehen werden, egal wie individuell und besonders diese auch sein mögen (ebd.: 102 ff.). Diese Einteilung und Zuschreibung passiert im (wissenschaftlichen) Diskurs nach Michel Foucault, welcher dazu dienen soll, „europäische Kultur“ gegenüber der „orientalischen Kultur“ zunächst abzugrenzen, zu identifizieren, aufzuwerten und deren Machtposition zu sichern (ebd.: 3). Dieser diskursive Prozess der Zuschreibung und Abwertung des „Orientalischen“ zur eigenen Identifikation und Machtsicherung wird von Said jedoch noch nicht als Othering bezeichnet. Dies tut erst einige Jahre später Gayatri Chakravorty Spivak in ihrem Aufsatz „The Rani of Sirmur“ (1985). Im Zusammenhang mit der Differenzkategorie Geschlecht beschreibt sie dort den Prozess der Herstellung des Anderen – in diesem Fall der indischen Frau – und benennt diesen Prozess als Othering (SPIVAK 1985: 252). Sie verdeutlicht den Prozess anhand von Briefen von kolonialen Funktionsträgern und benennt drei Beispiele: **Othering ist erstens** die selektive Zuschreibung von Eigenschaften auf Grundlage einer flüchtigen Begegnung zwischen Europäern und „Orientalen“ (ebd.: 257). **Othering ist zweitens** die Aberkennung von subjektiven Rechten der „Orientalen“ hin zu einem Status der Untergebenheit und Verpflichtung zur Dankbarkeit gegenüber den Westlichen (ebd.). **Othering ist drittens** die Annahme, dass die westliche „Kultur“ eine zivilisierte und entwickelte ist, während der „Orient“ als barbarisch, kulturlos und triebgesteuert betitelt wird (ebd.).

Die Beschäftigung mit der Originalliteratur zeigt den historischen Zusammenhang, in welchem der Prozess beschrieben wird: die Kolonialzeit im „orientalen“ Raum. Damit be-

schränken die Autoren den Prozess zunächst auf die Differenz-Herstellung „westlich“ und „oriental“, also auf rassistische Prozesse beziehungsweise die der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Um das Konzept Othering darüber hinaus ergänzend und allgemeiner zu beschreiben, eignen sich Christine Riegels Gedanken aus ihrem Buch „Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen“ (2016). Sie erklärt, dass die Befassung mit der Thematik grundsätzlich [subjektwissenschaftlich](#) und herrschaftskritisch erfolgen sollte (RIEGEL 2016: 9) und verweist damit auf die problematischen Machtverhältnisse, die dem Othering innewohnen.

Otheringprozesse sind keine einfachen Stigmatisierungs- oder Labelingprozesse, vielmehr wird die Konstruktion des Anderen im Diskurs hergestellt und [hegemoniale](#) Machtverhältnisse abgesichert (ebd.: 37). Sie fasst weiterhin zusammen: „Othering kann mit Said in Bezug auf Foucault als Wechselspiel von Subjektivierung (als Prozess der Hervorbringung und Anrufung als Andere) und Objektivierung (durch Zuschreibung, Festschreibung, Ausgrenzung) gelesen werden.“ (ebd.: 53) und verdeutlicht damit das Zusammenspiel der verschiedenen Ebenen des Othering. Sie erklärt weiterhin, dass der Prozess der ständigen Anrufung als Andere dazu führt, dass die Betroffenen sich auch als solche wahrnehmen; ausgegrenzt und beherrscht (ebd.). Dies zeigte bereits Spivak in ihrem genannten Aufsatz (SPIVAK 1985: 254). Riegel führt diesen Gedanken fort und weist auf die weiteren Folgen der Zuschreibungsprozesse hin: Die Betroffenen werden in ihrer untergeordneten Position durch die westliche Beherrschung des Diskurses (konkret z.B.: Medien, [Alltags-/wissenschaftliches] Wissen, individuelles Handeln) fixiert und vom Zugang zu Ressourcen und Teilhabe ausgeschlossen (RIEGEL 2016: 53 f.), also aufgrund wahlloser Zuschreibungen von Eigenschaften diskriminiert. Schließlich beschreibt sie die Herstellung und Wirkung von Othering auf den folgenden sozialen Ebenen: Ihren Rahmen bilden zunächst „... strukturelle Herrschafts- und Unterdrückungsverhältnisse ...“ (ebd.: 59). Darin ist Othering beeinflusst durch die Nationalstaaten und deren kapitalistische Systeme (ebd.). Weiterhin wird Othering in sozialen Diskursen hergestellt und wirkt sich so schließlich auf das individuelle Denken und Handeln aus (ebd.). Damit wird deutlich, dass Othering nicht dem absichtlich bösen Handeln Einzelner zugeschrieben werden kann, sondern dass es sich um Denkstrukturen handelt, die in alle Ebenen des täglichen Lebens eingewoben sind und ständig reproduziert und vererbt werden.

II. Othering im heutigen Kontext

Um das Konzept in Anbetracht aktueller Geisteswissenschaften und gesellschaftlicher Bezüge zu sehen, werden nun der antimuslimische Rassismus und das Konzept der Intersektionalität als aktuellere Formen des Othering vorgestellt. Ersterer wurde ausgewählt, um ein spezifischeres Verständnis für rassistische Otheringprozesse mit Blick auf die eigene Praxis (Zusammenarbeit mit „türkischen“ Familien) zu erlangen. Das Feld der Intersektionalität dahingegen, um zu verdeutlichen, dass Othering nicht nur als rassistischer Prozess verstanden werden sollte.

a) *Antimuslimischer Rassismus*

Der antimuslimische Rassismus soll im Folgenden als eine dominant auftretende Folge des Othering beschrieben werden; der Fokus soll daher auf verwandten Aspekten liegen. Aus Gründen des Umfangs dieser Analyse werden größere Ausführungen zu Definitionselementen des (strukturellen) Rassismus und der Geschichte der Islamfeindschaft ausgelassen.

In ihrem Werk „Die ‚westliche Kultur‘ und ihr Anderes“ (2009) beschreibt Iman Attia die Transformation des klassischen Orientalismus nach Said hin zu antimuslimischem Rassismus, welcher den heutigen öffentlichen und vor allem politischen Diskurs beherrscht. Um dies verständlich zu machen, erklärt die Autorin, wie „der Islam“ politisch als etwas Feindliches und Unterlegenes definiert wird, um die „westliche Kultur“ überhaupt als hegemonial darstellen und sie mit Attributen wie Demokratie, Freiheit und Moderne füllen zu können (ATTIA 2009: 48 f.). Attia ergänzt dieses Argument mit einer Aufzeichnung der Entwicklung der Gegenbilder dieser „westlichen Kultur“: Während dem „Orientalen“ stets eine mystische und begehrenswerte Konnotation verliehen wurde (ebd.: 148), löste „der Islam“ das ewige Feindbild der Juden, und nach dem zweiten Weltkrieg das des Kommunismus ab, und symbolisiere nun die essentielle Bedrohung der kulturellen Hegemonie (Überlegenheit) des Westens (ebd.: 95). Übertragen auf Otheringprozesse, wird deutlich, dass sie nach Attia hauptsächlich Menschen betreffen, die anhand selektiver Kriterien als „muslimisch“ markiert werden. Dies geschieht, weil besagte Kriterien in der medialen, politischen und zwischenmenschlichen Öffentlichkeit ständig diskutiert, visualisiert und als gegenteilig und bedrohlich „westlichen Werten“ gegenüber problematisiert werden.

Johanna Bröse hilft mit ihrem Beitrag „Antimuslimischer Rassismus“ (2018), diesen Prozess der Herstellung der Muslime als Feindbild und zur Machtsicherung der „westlichen Kultur“, des „wir“, vertiefend zu verstehen. Sie definiert: „Das Narrativ eines muslimischen ‚Gruppengeistes‘ und damit verbundene abwertende Stereotypisierungen können als Kernelement des Antimuslimischen Rassismus gesehen werden.“ (BRÖSE 2018: 307).

Weiter wird beschrieben, wie betroffene Andere im „Orient“ verortet und als Fremde markiert werden und dabei undifferenziert das Label der Religionszugehörigkeit des Islam verpasst bekommen (ebd.). Dabei wird „der Islam“ zunehmend anhand terroristischer und bedrohlicher Attribute gekennzeichnet und das ursprünglich „Fremde“ dem „Islamistischen“ gleichgesetzt (ebd.: 308). Schließlich verdeutlicht sie, warum es so herausfordernd ist, diesen problematischen und diskriminierenden Prozess aufzudecken: Antimuslimischer Rassismus und damit Rassismus bezogene Otheringprozesse sind machtvoll und erscheinen „wahr“, weil sie gesellschaftlich anschlussfähig sind, was bedeutet, dass sie die eigene Identifikation, die vergewissernde Sicherheit der eigenen „guten“ Herkunft überhaupt erst möglich machen (ebd.: 309). Wie fest dieser Wunsch nach Abgrenzung und die daraus generierte Identifikation und Selbst-Wertung in das Handeln „westlicher“ Einzelner eingeschrieben ist, zeigt auch Attia in ihrer Studie. Dort beobachtet sie, wie die Befragten sogar solche Begegnungen, die nicht ihren stereotypen Vorstellungen des [kulturalisierten](#) Gegenübers entsprechen, nicht etwa dazu beitragen, diese aufzulösen, sondern so umgedeutet werden, dass sie sozusagen als Ausnahme die Regel bestätigen (ATTIA 2009: 148 f.).

b. Intersektionalität

Wie bereits angedeutet, beschränkt sich die Primärliteratur zum Othering auf rassistische Prozesse, also auf die Differenzkategorie der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Christine Riegel bietet in ihrem bereits zitierten Werk eine erweiternde, intersektionale Sichtweise auf Othering an. Sie bezieht sich damit auf Spivak, die das Konzept bereits intersektional angelegt habe, in dem sie neben der indischen Zugehörigkeit auch die der geschlechtlichen untersucht hat, diese Untersuchungen aber noch nicht so benannt hat (RIEGEL 2016: 57). Riegel differenziert Intersektionalität unter Bezugnahme auf Kimberlé Crenshaw – welche das Konzept maßgeblich mitgeprägt hat – als eine Denkart, die nicht nur eine Kategorie sozialer Differenz und ihre diskriminierenden Folgen untersucht (ebd.: 41). Vielmehr soll Intersektionalität den Blick darauf richten, wie das Zusammenspiel und

die Überlagerung mehrerer Differenzkategorien zur Produktion und zum Erhalt spezifischer Macht- und Ungleichheitsverhältnisse und besonderem Ausschluss von struktureller Teilhabe führt (ebd.).

Als vereinfachtes Beispiel dafür sei genannt, dass Frauen, die im nationaldeutschen Bezugsrahmen als muslimisch markiert werden, bei der Arbeitssuche stärkere strukturelle Benachteiligung erleben als Männer, da gleich zwei Dimensionen von Machtverhältnissen zum Tragen kommen: Die des Geschlechts und die der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. So resümiert Riegel, dass Othering eben nicht nur in Herrschaftsverhältnissen auf rassistischer und kulturalisierender Ebene stattfindet, sondern auch in anderen wie etwa Geschlecht, Körper, Gesundheit etc. (ebd.: 55). Innerhalb dieser Verhältnisse werden stets binäre, also gegensätzliche Begriffs- und Wertpaare gebildet, welche schließlich gesellschaftliche Normen herstellen (ebd.) und anhand derer wiederum diskursiv und historisch festgelegt ist, welche ausgrenzend und benachteiligend wirken.

Riegel erklärt in ihrem Beitrag im Sammelband „Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft“ (2018), welche Funktion diese Normen, ihre Herstellung und Festlegung haben: Sie sollen Zugehörigkeiten in einer sich verändernden Gesellschaft regeln und die Privilegien bestimmter Gruppen sichern (RIEGEL 2018: 225 f.). Wichtig zu ergänzen ist, dass gerade in der intersektionalen Perspektive des Othering die eigene Norm, welche stets im scheinbaren, inszenierten Gegenteil zum Anderen steht, nicht zur Sprache kommt. Sie wird still als die „Normalität“ hingenommen und bildet die unreflektierte Ausgangsbasis für die Anrufung der Anderen (ebd.: 226).

III. Othering und Soziale Arbeit

Der zweite Teil dieser Analyse soll den Zusammenhang zwischen Sozialer Arbeit und Othering rekonstruieren. Dazu wird zunächst die Verwobenheit untersucht, um darauf folgend zusammenzustellen, was Experten zur Dekonstruktion dieser Verhältnisse vorsehen. Abschließend wird dieses Wissen in das sozialarbeiterische Handlungsfeld der Autorin übertragen.

a. Soziale Arbeit als Produzentin von Differenz

In ihrem hier bereits mehrfach zitierten, weil vielschichtigem Werk zeigt Riegel anhand des Meta-Themas Bildung auf, wie die Soziale Arbeit selbst auf struktureller Ebene Zu-

schreibungen macht, Differenzkategorien herstellt und bestimmten konstruierten Gruppen Teilhabe verwehrt, obwohl sie jene ermöglichen und ausbauen sollte.

Die Autorin erklärt mit Hilfe klassischer Autoren, die sich mit einem strukturellen Blick auf die Soziale Arbeit beschäftigt haben, dass diese durch die alleinige Definition und Anrufung ihrer Adressat*innen als „hilfebedürftig“, grundlegende und [exkludierende](#) Differenzen festlegt (RIEGEL 2016: 95). Ein verdeutlichendes Beispiel hierzu lässt sich im gleichen Kontext finden, aus dem Said und Spivak ihre Kritiken entwickelt haben: die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit. Die Funktion der Adressat*innen Sozialer Arbeit im staatlich finanzierten Rahmen ist durch Gesetze festgelegt, die immer auch die Voraussetzungen zum Erhalt bestimmter Leistungen regulieren. Diese sind meist an die deutsche Staatsangehörigkeit gebunden wodurch Otheringprozesse im ursprünglichen Sinne produziert werden (ebd.): Die Benennung einer Gruppe anhand eines vermeintlichen Merkmals (Nicht-Deutsch), die Abgrenzung von dieser (wir – die), die Zuschreibung bestimmter Charakteristika („Die Flüchtlinge kommen doch alle um Geld vom Staat zu kriegen und zu faulenz.“) und der folgende kategorische Ausschluss von Teilhabe (kein Zugang zu Leistungen nach universellen gesetzlichen Regelungen, sondern nach einem Sondergesetz, welches deutlich schlechtere Leistungen vorsieht als für Menschen mit deutscher Staatsangehörigkeit).

Nicht nur die Kategorie der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit kommt in Otheringprozessen innerhalb der Sozialen Arbeit zum Tragen, sondern auch andere vermeintliche Attribute, die diese Prozesse nötig machen. So stellen auch Zuschreibungen wie „bildungsfern“ oder „sozial benachteiligt“ Gruppenkonstruktionen und die Festschreibung ihrer untergeordneten gesellschaftlichen Position dar (ebd.: 98). All dem geht bereits die grundlegende Grenzziehung zwischen „normal“ und „abweichend“ voraus – welche die Soziale Arbeit vornehmen „muss“, da sie trotz ihrer Kernaufgabe, soziale Gerechtigkeit auszubauen, immer auch Normalisierungsarbeit betreibt (ebd.: 95) – diese Grenzziehung bestimmt zuerst, ob ein sozialpädagogischer Fall entsteht (ebd.: 97). Dabei sind die Konstrukte von Normalität „...jeweils gegendert und kulturalisiert bzw. mit hegemonialen, bürgerlichen und christlich-[eurozentristischen](#) Vorstellungen aufgeladen...“ (ebd.: 97).

Auch bezüglich der Machtaspekte, welche Othering sichern will, bewegt sich die Soziale Arbeit in einem verminten Territorium. Durch die oben benannte Bestimmung der Hilfebe-

dürftigkeit durch die Sozialarbeitenden und die öffentlichen Träger liegt die Deutungshoheit darüber entsprechend bei den Empfängern*innen (ebd.: 100).

Zusätzlich sind Sozialarbeitende in der Regel Menschen mit Hochschulabschluss, was ein Gefälle von Wissenschaftswissen mit sich bringt und erneut Machtasymmetrien herstellt (ebd.), welche sich auch nicht durch bloße Reflexion auflösen lassen.

Diese enttäuschende Betrachtung ist aber nicht etwa dem Umstand verschuldet, dass die Profession sich zum Ziel macht, diese Differenzkategorien herzustellen und eurozentristische Machtstrukturen zu sichern, vielmehr ist sie selbst in Strukturen eingebunden, die solche Mechanismen provozieren. So erklärt Riegel, dass die Soziale Arbeit im Zuge einer zunehmenden neoliberalen Ausrichtung der Politik und damit einhergehenden Sparzwängen dazu genötigt ist, sich mittels dieser Differenzkategorien und Problematisierungen zu rechtfertigen, um Gelder für die Angebote zu mobilisieren (ebd.: 99). So ist die Profession generell, aber besonders im Bezug zu Othering in scheinbar unüberwindbaren Widersprüchen gefangen: Sie hat zum Ziel, soziale Ungleichheit abzubauen, also eben keine willkürlichen Bedarfe wahllos bestimmten Gruppen zuzuschreiben, kann aber nur so ihre staatliche Finanzierung und damit ihr Überleben sichern (ebd.: 103 f.).

b. Zur Dekonstruktion von Othering

Nach den bisherigen Erkenntnissen handelt es sich bei Othering um einen historisch und gesellschaftlich machtvollen und tief verankerten Prozess der Anrufung von Anderen, der mit Hilfe selektiver, gegenteiliger und abwertender Zuschreibungen dafür sorgen soll, dass „westliche“ Überlegenheit und Privilegien bestimmter Gruppen und Anschauungen gesichert werden. Gemessen daran, dass diese Praxis für die Adressat*innen von Othering diskriminierende und Teilhabe-einschränkende Folgen hat, bleibt danach zu fragen, wie diese Praxis verändert werden kann. Die bisherigen Erklärungsversuche von Othering erwähnen ein dem Ansatz innewohnendes widerständiges Moment, beziehungsweise die permanente Möglichkeit dazu (RIEGEL 2016: 55). Auch sollen diese theoretischen Gebilde dazu beitragen, dass die benannten Machtstrukturen aufgedeckt und politische sowie soziale Veränderungen vorangetrieben werden (ebd.: 40). Für Attia besteht ein solches Veränderungspotenzial grundsätzlich dort, wo Menschen bereit sind, sich irritieren zu lassen, eigene Privilegien zu erkennen und diese, so wie erforderlich, aufzugeben (ATTIA 2009: 148).

Sie ermutigt darüber hinaus, sich gerade im Bezug zu antimuslimischem Rassismus nicht auf einen interreligiösen Austausch mit dem vermeintlichen Ziel, den Islam kennenzulernen, zu fokussieren, da diese Praktiken die Different-Machung nicht auflösen, sondern sie reproduzieren (ebd.:150).

Vielmehr sollte im Vordergrund stehen, die eigene Diskursmacht überhaupt als solche zu erkennen und sie zu hinterfragen (ebd.).

Auch Riegel sieht in der Irritation, in dem Heraustreten aus eigenen Denkmustern, Potenzial zu einem bewussteren Umgang mit Othering in der Sozialen Arbeit: Sie erklärt, dass besonders Fachkräfte sich der Ambivalenzen, in denen sie arbeiten, bewusstwerden müssen (RIEGEL 2018: 227). Dazu stellt sie einen Katalog von Fragen zusammen, der Sozialarbeitenden dabei helfen kann, das eigene Denken und Handeln zu hinterfragen. Eine beispielhafte Auswahl der Fragen umfasst:

- „Wie werden soziale Differenzkonstruktionen und Dominanzordnungen relevant gemacht, (mit) hergestellt und reproduziert? (...)
- Welche Funktionen und Folgen hat dies für die beteiligten Subjekte und für die hegemoniale soziale Ordnung? (...)
- Welche Möglichkeiten gibt es, diese hegemonialen ... Verhältnisse ... zu durchbrechen und zu einer Veränderung dieser Verhältnisse beizutragen?“ (ebd.: 228 f.)

Riegel stellt mit diesen Fragen eine Trias von Reflexion, Kritik und Veränderung als Handlungsmaxime in Bezug auf Othering in der Sozialen Arbeit vor (ebd.: 229). Mittels Reflexion sollen Fachkräfte zur Analyse der gesellschaftlichen, beruflichen und individuellen (Denk-)Strukturen angeregt werden, um auch die eigene Machtposition erkennen zu können (ebd. 229 f.). Weiter soll die Kritik, welche sie als „...Gesellschafts- als auch Selbstkritik.“ (ebd.: 230) versteht, dazu führen, dass diese analysierten Strukturen und Verhaltensmuster *verlernt* werden, um Veränderung erwirken zu können (ebd.). Riegel appelliert auch an das politische Mandat der Sozialen Arbeit und fordert auf, sich als Sozialarbeiter*in für den Abbau diskriminierender Strukturen auf den entsprechenden Ebenen der Politik zu organisieren und zu engagieren.

c. Othering in der teilstationären Jugendhilfe

Die Berufspraxis der Autorin ordnet sich in die Erziehungshilfen ein und gestaltet sich in einem „Sozialpädagogischen Zentrum“, welches aus einer Förderschule mit Schwerpunkt sozial-emotionaler Bildung und angegliederten Tagesgruppen zusammensetzt ist. Einige der Familien, mit denen dort zusammengearbeitet wird, haben eine Arbeits-Migrationsgeschichte und leben seit zwei oder drei Generationen in der Stadt.

Die Erfahrung in dieser Berufspraxis zeigt, dass die genannten Familien mit Migrationsgeschichte von den Sozialarbeitenden und Erzieher*innen überwiegend also solche („Migranten“, „Türken“, „Italiener“) adressiert werden. Dies geschieht sowohl in Form von Sprache den Klient*innen direkt gegenüber als auch unter den Kolleg*innen, beispielsweise in Fachberatungen. Auch wenn diese Erfahrungswerte hier nur der Verdeutlichung dienen und nicht empirisch gesichert sind, wird die These aufgestellt, dass diese Praxis kein Einzelfall ist. Die Behauptung wird durch die theoretische Erkenntnis gestützt, dass es nahezu unmöglich ist, sich dieser Denkart zu entziehen, da sie den öffentlichen Diskurs und die Strukturen der Sozialen Arbeit bestimmt und damit direkte Auswirkungen auf das individuelle Handeln hat, auch auf das der Sozialprofessionellen. Diese unbewusste Herstellung der Anderen vollzieht sich aber nicht nur auf der Ebene Sozialarbeiter*in – Klient*in, sondern auch auf der Ebene zwischen den Adressat*innen der Hilfe selbst.

Diese kurze Betrachtung führt zu zwei Dimensionen, in denen Intervention notwendig wird, um Otheringprozesse vorzubeugen beziehungsweise überhaupt für solche zu sensibilisieren. **Die erste Dimension** ist die Ebene der Fachkräfte. Um subjektorientierte Jugendhilfe, wie Riegel sie als Ziel formuliert (RIEGEL 2016: 99) zu ermöglichen, müssen Fachkräfte hinsichtlich dieser Subjektorientierung gestärkt werden, um den Fokus zurück auf das für die Einrichtung adressierte soziale Problem zu finden; nämlich die Bewältigung von Erziehungs- und familiären Herausforderungen und Konflikten, ebenso wie Entwicklungsschwierigkeiten bei Kindern und Jugendlichen. Dies könnte in Form von Fortbildungen und Seminaren geschehen, sollte aber nicht auf der Ebene eines außerregulären Events bleiben, sondern muss Einzug in das tägliche erzieherische, organisatorische und beratende Handeln erhalten. Konkret auf die Einrichtung in der die Autorin tätig ist bezogen, wäre eine mögliche Intervention, das Wissen über Othering aufzubereiten und in Teamsitzungen mit Kolleg*innen zu teilen. Gemeinsam kann erarbeitet werden, wo Differenzkategorien

zum Tragen kommen und wo sie durch das eigene Handeln reproduziert werden (Reflexion nach Riegel). Das regelmäßige und kontinuierliche Thematisieren von Othering kann Raum dafür schaffen (beispielsweise durch das Finden von vertrauensvollen Tandems oder Kleingruppen, die sich außerhalb der Sitzungen untereinander austauschen), sich bezüglich des eigenen Handelns zu beobachten, zu hinterfragen und Handlungsalternativen zu entwerfen. Wenn eine Sensibilisierung der Fachkräfte gelungen ist, kann die Handlungsebene dieser erweitert werden und das politische Mandat wahrgenommen werden, um den Diskurs mitzugestalten und zu verschieben.

Die zweite Dimension, in der Intervention notwendig ist, ist die der Klient*innen untereinander. Hier ist zu beobachten, wie sich die Kinder und Jugendlichen sowie ihre Eltern gegenseitig in unterschiedlichen, sich kreuzenden Differenzkategorien anrufen, um sich selbst aufzuwerten und den Blick von der eigenen Betroffenheit durch Othering wegzulenken. Neben der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit kommen beispielsweise auch Zuschreibungen hinsichtlich Geschlecht, Bildung oder Wohnort und deren jeweilige gesellschaftliche Positionierung zum Tragen. Hier muss ebenfalls ein Bewusstsein für den Prozess der Anrufung, Zuschreibung und Abwertung zur eigenen Machtsicherung geschaffen werden. Dies sollte zum Ziel haben, die gesellschaftlichen Prozesse vor allem Kindern und Jugendlichen entsprechend ihren Fähigkeiten, zum Beispiel spielerisch, verständlich zu machen. Und auch hier sollte mit den Adressat*innen regelmäßig thematisiert und erarbeitet werden, wie ein Umgang mit den Folgen von Othering gestaltet werden kann. Wichtig dabei sollte sein, den betroffenen Kindern, Jugendlichen und Eltern die Deutungshoheit ihrer Zugehörigkeiten zu überlassen und Raum für Selbstwirksamkeitserleben zu schaffen.

IV. Fazit

Die Analyse hatte zum Ziel, das Konzept des Othering theoretisch darzulegen, es in seinem Ursprung und in seinen Folgen zu erfassen und auf das Arbeitsfeld der teilstationären Jugendhilfe zu übertragen. Im Ergebnis wurde deutlich, dass die Soziale Arbeit selbst durch die Anrufung bestimmter (marginalisierter) Gruppen als „hilfebedürftig“ in Otheringprozesse verstrickt ist und zwecks Schaffung von sozialer Gerechtigkeit auf soziale Ungleichheit zur eigenen Existenzsicherung angewiesen ist. Im Anschluss daran wurde Riegels Trias von Reflexion – Kritik – Veränderung herangezogen, um zu zeigen, welche Möglichkeiten zur Sensibilisierung und Prävention bestehen. Abschließend wurden zwei Ebenen des

Handelns in der teilstationären Jugendhilfe erkannt, um Otheringprozesse bewusst zu begegnen: Zum einen die Arbeit mit den Fachkräften selbst und zum anderen die Bildung und Ermächtigung der Klient*innen.

Festzuhalten bleibt, dass es durch die machtvolle Bestimmtheit des Diskurses eine große Herausforderung darstellt, Otheringprozesse als solche zu identifizieren, da bereits ihre Erklärung und Dekonstruktion auf sprachlich überaus anspruchsvoller Ebene erfolgen. Umso lauter ist der Appell an die Soziale Arbeit, diese sichtbar zu machen und den Diskurs selbstbewusst mitzubestimmen.

Literaturverzeichnis

- ATTIA, Iman 2009: Die „westliche Kultur“ und ihr Anderes. Zur Dekonstruktion von Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Bielefeld.
- BRÖSE, Johanna 2018: Antimuslimischer Rassismus. Funktionsweisen und aktuelle Entwicklungen. In: BLANK, Beate/GÖGERCIN, Süleyman/SAUER, Katrin E./SCHRAMKOWSKI, Barbara (Hrsg.): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder. Wiesbaden, S. 303-314.
- MECHERIL, Paul/CASTRO VARELA, María do Mar/DIRIM, İnci/KALPAKA, Annita/MELTER, Claus 2010: Migrationspädagogik. Weinheim und Basel.
- RIEGEL, Christine 2016: Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld.
- RIEGEL, Christine 2018: Intersektionalität. Eine kritisch-reflexive Perspektive für die sozialpädagogische Praxis in der Migrationsgesellschaft. In: BLANK, Beate/GÖGERCIN, Süleyman/SAUER, Katrin E./SCHRAMKOWSKI, Barbara (Hrsg.): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder. Wiesbaden, S.221-232.
- SAID, Edward W. 2003 (1978): Orientalism. London, 5. Auflage.
- SPIVAK, Gayatri Chakravorty 1985: The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives. In: History and Theory Bd. 24, Nr. 3, S. 247-272, http://artsites.ucsc.edu/sdaniel/230/spivak_readingarchive.pdf